

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 65 (1985)
Heft: 5

Artikel: Der Hausfreund als Bürgerschreck oder : die Sippschaft der Zundel-Schelme : zum 225. Geburtstag von Johann Peter Hebel
Autor: Arendt, Dieter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-164247>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Dieter Arendt

Der Hausfreund als Bürgerschreck oder: Die Sippschaft der Zundel-Schelme

Zum 225. Geburtstag von Johann Peter Hebel

I.

Johann Peter Hebel kam als Sohn Markgräfler Untertanen in Basel, im Häuschen am Basler Totentanz, im Jahre 1760 zur Welt, elf Jahre nach Goethe, ein Jahr nach Schiller und zehn Jahre vor Hölderlin; er wuchs auf in Hausen im Wiesental am Saum des Schwarzwaldes im Badischen Oberland, wurde als Waisenknabe und Stipendiat erzogen und geschult im Gymnasium Illustre in Karlsruhe und als Student zum Theologen ausgebildet an der Universität Erlangen; danach war er Präzeptoratsvikar am Pädagogium in Lörrach, dann Subdiakon, Hofdiakon, Professor und Direktor an seinem ehemaligen Gymnasium Illustre in Karlsruhe und schliesslich Prälat der Badischen Landeskirche; obwohl um die Jahrhundertwende als vierzigjähriger Mundart-Dichter bekannt geworden durch seine von Jean Paul und Goethe hochgeschätzten «*Alemannischen Gedichte*», sicherte er sich aber erst mit einundfünfzig Jahren bleibenden Ruhm in der deutschsprachigen literarischen Welt, als er im renommierten Verlag Johann Friedrich Cotta in Stuttgart – der auch Goethes Werke betreute – seine Kalendergeschichten unter dem Titel «Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes» veröffentlichte.

Hebels «*Schatzkästlein*» ist seit seinem Erscheinen stets hoch gelobt worden¹: Goethe hatte sich schon zuvor von Cotta die Kalendergeschichten nach Weimar kommen lassen und eine freundliche Rezension in der «*Jenaer Allgemeinen Litteraturzeitung*» geschrieben; durch das vorige und durch unser Jahrhundert hielt sich das Lob seiner Kalendergeschichten trotz ideologisch divergierender Profession bei Literaten, Literaturkritikern und Philosophen mit achtenswerten Namen wie Walter Benjamin, Ernst Bloch, Martin Heidegger, Robert Minder; und das «Schatzkästlein» ist gar zum Muster, Massstab und Vademecum geworden für bekannte Schriftsteller verschiedener Epochen, Landschaften und Stile wie etwa für

Klaus Groth, Kurt Tucholsky, Franz Kafka, Heimito von Doderer, Werner Bergengruen, Elias Canetti, Heinrich Böll und andere.

Hebel war auf Cottas Vorschlag, die Kalendergeschichten zu sammeln und als «*Schatzkästlein*» neu herauszugeben «mit Vergnügen» eingegangen; nicht zuletzt deshalb, weil ihm durchaus daran gelegen war, nicht nur den ungebildeten Bauern und Handwerker, sondern auch den gebildeten Leser zu erreichen; er schreibt an Cotta:

«Indem ich den von sächsischen Vielschreibern gemachten und konventionell, aber unrichtig dafür gehaltenen Ton der Popularität und Natur verschmähte, und den der wirklich existiert, zu erfassen, zu veredeln und durch Laune zu würzen suchte, ist mir zwar über meine Hoffnung die grosse Aufgabe gelungen, diese Lektion dem ungebildeten Leser interessant und dem gebildetsten nicht uninteressant zu machen. Doch wird es zu obigem Zweck der Revision nöthig seyn, dass Sie mich gefällig wissen lassen, welche Classe des Publikums Sie vorzüglich ins Auge fassen.»²

Die Frage lässt aufhorchen: Was meint er mit dem Wort «Classe»? Gewiss ist der Begriff nicht zu ernst zu nehmen, schon gar nicht im klassenkämpferischen Sinn; eher dürfte anzunehmen sein, dass er gerade eine soziale Einschränkung ausschliessen wollte, dass es ihm um alle Stände ging, um alle Schichten des Volkes³, kurzum: es lag ihm an der didaktischen Effektivität beim Publikum und es ging ihm nicht bloss um Literatur.

Hebels Frage bzw. das Anliegen des Pädagogen und Theologen ist um so auffallender, als seine Geschichten doch so moralisch und erbaulich nicht sind, wie wir sie zu kennen wähen aus unseren Schulbüchern; nicht nur ehrliche Leute bevölkern die Szene wie jener Tuttlinger Handwerks-geselle in Amsterdam und jener edle Rebell Seppel aus Tirol oder jener gerechte bayrische Obrist in Schlesien, auch nicht nur treue Mädchen und Frauen wie jene fromme Braut aus Falun, sondern nicht wenige absonderliche Gesellen, Stromer und Strolche, Gauner und Spitzbuben, professionelle Schelme; viele seiner Geschichten also sind Stromer-, Gauner- und Diebs-Geschichten, kurz: Schelmen-Geschichten; exemplarisch sind die Geschichten vom Zundel-Frieder, vom Zundel-Heiner und vom roten Dieter.

Johann Peter Hebel übernahm mit der Überschrift zu seiner ältesten Schelmen-Geschichte einen aus Märchen, Sagen und Balladen geläufigen Titel: «*Die drei Diebe*»; sie spielt somit zwar mässigend an auf eine bloss literarische Tradition, führt aber dann mit dem Aufgebot aller Namen unvermittelt ein in das Handwerk der Zundel-Familie:

Der geneigte Leser wird ermahnt, nicht alles für wahr zu halten, was in dieser Erzählung vorkommt. Doch ist sie in einem schönen Buch beschrieben, und zu Vers gebracht.

Der Zundelheiner und der Zundelfrieder trieben von Jugend auf das Handwerk ihres Vaters, der bereits am Auerbacher Galgen mit des Seilers Tochter kopuliert war, nämlich mit dem Strick; und ein Schulkamerad, der rote Dieter, hielt's auch mit, und war der jüngste. Doch mordeten sie nicht, und griffen keine Menschen an, sondern visitierten nur so bei Nacht in den Hühnerställen, und wenn's Gelegenheit gab, in den Küchen, Kellern und Speichern, allenfalls auch in den Geldtrögen, und auf den Märkten kauften sie immer am wohlfeilsten ein. Wenn's aber nichts zu stehlen gab, so übten sie sich untereinander mit allerlei Aufgaben und Wagstücken, um im Handwerk weiterzukommen.

Hebel kannte das Märchen-Motiv vom Kunsthandwerk der *«Drei Diebe»* auch aus der Ballade von Johann Heinrich Voss⁴, die bereits im *«Musenalmanach für 1791»* erschienen war und abermals im Jahre 1802 unter dem gleichen Titel in seinen *«Sämtlichen Gedichten»*; fast wörtlich transponiert er sie in seine Geschichte:

Einmal im Wald sieht der Heiner auf einem hohen Baum einen Vogel auf dem Nest sitzen, denkt, er hat Eier, und fragt die andern: «Wer ist imstand, und holt dem Vogel dort oben die Eier aus dem Nest, ohne dass es der Vogel merkt?» Der Frieder, wie eine Katze, klettert hinauf, naht sich leise dem Nest, bohrt langsam ein Löchlein unten drein, lässt ein Eilein nach dem andern in die Hand fallen, flickt das Nest wieder zu mit Moos, und bringt die Eier. – «Aber wer dem Vogel die Eier wieder unterlegen kann», sagte jetzt der Frieder, «ohne dass es der Vogel merkt?» Da klettert der Heiner den Baum hinan, aber der Frieder kletterte ihm nach, und während der Heiner dem Vogel langsam die Eier unterschob, ohne dass es der Vogel merkte, zog der Frieder dem Heiner langsam die Hosen ab, ohne dass es der Heiner merkte. Da gab es ein gross Gelächter, und die beiden andern sagten: «Der Frieder ist der Meister.»

Hebels Geschichte kennen wir, und wir wissen auch, wie sie weitergeht und endet:

Der rothaarige Dieter ist nicht nur beeindruckt von der Kunst seiner Kumpane, sondern er weiss auch, dass sie sich stets aus der Schlinge ziehen, und dass die Häscher ihn einmal allein erwischen werden; und er macht nicht mehr mit:

Der rote Dieter aber sagte: «Ich sehe schon, mit euch kann ich's nicht zugleich tun, und wenn's einmal zu bösen Häusern geht, und der Unrechte kommt über uns, so ist's mir nimmer Angst für euch, aber für mich.» Also ging er fort, wurde wieder ehrlich, und lebte mit seiner Frau arbeitsam und häuslich.

Die Geschichte ist aber hier noch nicht zu Ende:

Im Spätjahr, als die zwei andern noch nicht lang auf dem Rossmarkt ein Rösslein gestohlen hatten, besuchten sie einmal den Dieter und fragten ihn, wie es ihm gehe; denn sie hatten gehört, dass er ein Schwein geschlachtet, und wollten ein wenig achtgeben, wo es liegt.

Die Zundel-Brüder zeigen dem roten Dieter jetzt erst ihre Diebs-Kunst, und obwohl der alte Freund wachsam und auf der Hut ist, stehlen sie ihm gleichsam unter seinen Augen mit raffinierten Tricks das eben geschlachtete Schwein aus der Küche. Die gegenseitige Bewunderung bleibt nicht aus, und es hat den Anschein, als feiert auch der Erzähler ein Fest mit den Schelmen; die Geschichte endet:

Jetzt ging ein fröhliches Leben an. Man ass und trank, und scherzte und lachte, als ob man gemerkt hätte, es sei das letztemal, und war guter Dinge, bis der Mond im letzten Viertel über das Häuslein wegging, und zum zweitenmal im Dorf die Hahnen krächten, und von weitem der Hund des Metzgers bellte. Denn die Strickreiter waren auf der Spur, und als die Frau des roten Dieters sagte: «Jetzt ist's einmal Zeit ins Bett», kamen die Strickreiter von wegen des gestohlenen Rössleins, und holten den Zundelheiner und den Zundelfrieder in den Turm und in das Zuchthaus.⁵

Hebel hatte für seine Diebs-Kunst-Geschichte – wie gesagt – eine gereimte, balladeske Vorlage; aber weder mit stoffhuberndem Eifer noch mit einem lobenden Seitenblick auf die gelungene Umschrift zur Erzählung ist die Untersuchung abgetan, denn das Gedicht war lediglich Anstoss und Kern einer ganzen Reihe von Zundel-Geschichten, die zumeist pure Erfindung des Professors sind.

Hebel lässt die beiden Zundel-Brüder nicht lange im Turm und im Zuchthaus; und als sie herauskommen, setzen sie ihr Handwerk fort, und wieder denken sie dabei an den abtrünnigen roten Dieter. Aufschlussreich bereits der Titel: «*Wie der Zundelfrieder und sein Bruder dem roten Dieter abermals einen Streich spielen.*» Der Inhalt ist mit einem Satz erzählt: Die Brüder wollen – wie sie übrigens dem roten Dieter zuvor ankündigen – seiner «*Frau das Leintuch unter dem Leibe wegholen*». Das Meisterstück macht freilich wieder Anleihen beim Märchen-Motiv von der Diebs-Kunst, aber der Leser möge sich daran erinnern, dass das Stück nicht im märchenhaften Niemandsland spielt, sondern im Badischen Oberland.

Als der Zundelheiner und der Zundelfrieder wieder aus dem Turm kamen, sprach der Heiner zum Frieder: «Bruder, wir wollen doch den roten Dieter besuchen, sonst meint er, wir sitzen ewig in dem kalten Hundsstall beim Herr Vater auf der Herberge.» – «Wir wollen ihm einen Streich spielen», sagte der Frieder zum Heiner, «ob er's merkt, dass wir es sind.» Also empfing der Dieter ein Brieflein ohne Unterschrift: «Roter Dieter, seid heute nacht auf Eurer Hut, denn es haben zwei Diebsgesellen eine Wette getan: einer will Eurer Frau das Leintuch unter dem Leibe wegholen, und Ihr sollt es nicht hindern können.» Der Dieter sagte: «Das sind zwei rechte Spitzbuben aneinander. Der eine wettet, er wolle das Leintuch holen, und der andere macht einen Bericht, damit sein Kamerad die Wette nicht gewinnt. Wenn ich nicht gewiss wüsste, dass der Heiner und der Frieder im Zuchthaus sitzen, so wollt' ich glauben, sie seien's.» In der Nacht schlichen die Schelme durch das Hanffeld heran. [. . .]

Die Brüder spielen mit dem roten Dieter und seiner Frau ein raffiniertes Verwandlungs- und Versteckspiel, so dass die Frau ihrem Mann in der Dunkelheit das Laken reicht und nicht merkt, dass sie es dem Frieder gibt.

Die Geschichte preist abermals ein Bravourstück der Schelme, aber sie endet mit einem überraschenden «aber».

Aber auf dem Heimweg sagte der Frieder zum Heiner: «Aber jetzt, Bruder, wollen wir's bleibenlassen. Denn im Zuchthaus ist doch alles schlecht, was man bekommt, ausgenommen die Prügel, und zum Fensterlein hinaus auf der Landstrasse hat man etwas vor den Augen, das auch nicht aussieht, als wenn man gern dran hängen möchte.» Also wurde auch der Frieder wieder ehrlich. Aber der Heiner sagte: «Ich geb's noch nicht auf.»⁶

Der Erzähler aber hielt es mit Heiner und gab's auch noch nicht auf.

Heiner war zwar wieder im Turm, aber nicht allzu lange, zumal er gelegentlich sich selbst zur Freiheit verhilft; und während ihm noch das Gerücht der Selbstbefreiung vorausläuft, zeigt er schon den in den Wirtshäusern herumhockenden, den moralisierenden und bramarbasierenden Philistern seine Kunst. «*Der Heiner und der Brasseneheimer Müller*» überschreibt sich die Geschichte und hebt an:

Eines Tages sass der Heiner ganz betrübt in einem Wirtshaus, und dachte daran, wie ihn zuerst der rote Dieter und darnach sein eigener Bruder verlassen haben, und wie er jetzt allein ist. Nein, dachte er, es ist bald keinem Menschen mehr zu trauen, und wenn man meint, es sei einer noch so ehrlich, so ist er ein Spitzbub. Unterdessen kommen mehrere Gäste in das Wirtshaus, und trinken Neuen. «Und wisst ihr auch», sagte einer, «dass der Zundelheiner im Land ist, und wird morgen im ganzen Amt ein Treibjagen auf ihn angestellt, und der Amtmann und die Schreiber stehen auf dem Anstand?» Als das der Heiner hörte, wurde es ihm grün und gelb vor den Augen, denn er dachte, es kenne ihn einer, und jetzt sei er verraten. Ein anderer aber sagte: «Es ist wieder einmal ein blinder Lärm. Sitzt nicht der Heiner und sein Bruder zu Wollenstein im Zuchthaus?»

Als der im Titel angekündigte Brasseneheimer Müller nun eintritt, setzt sich ein musterhafter Biedermann gravitatisch in Szene:

Drüber kommt auf einem wohlgenährten Schimmel der Brasseneheimer Müller mit roten Pausbacken und kleinen freundlichen Augen dahergeritten. Und als er in die Stube kam, und tut den Kameraden, die bei dem Neuen sitzen, Bescheid, und hört, dass sie von dem Zundelheiner sprechen, sagt er: «Ich hab schon so viel von dem Zundelheiner erzählen gehört. Ich möcht ihn doch auch einmal sehen.» Da sagte ein anderer: «Nehmt Euch in acht, dass Ihr ihn nicht zu früh zu sehen bekommt. Es geht die Rede, er sei wieder im Land.» Aber der Müller mit seinen Pausbacken sagte: «Pah! ich komm noch bei guter Tagszeit durch den Fridstädter Wald, dann bin ich auf der Landstrasse, und wenn's fehlen will, geb ich dem Schimmel die Sporen.»

Mit dem nächsten Satz wendet sich die Szene zur spannenden Kriminal-Geschichte:

Als das der Heiner hörte, fragt er die Wirtin: «Was bin ich schuldig?» und geht in den Fridstädter Wald.

Ein didaktisch versierter Erzähler müsste hier abbrechen und der Phantasie der Zuhörer freien Lauf lassen – ein häufig praktizierter Trick im Schulunterricht; das schürt die Frage: Wie geht die Geschichte weiter?

Hebels Erzähler ist weniger Didaktiker denn Pädagoge, Erzieher; erzogen werden muss der Brassenneheimer Müller, der allzu mutige, übermütige Schwätzer, der pausbäckige Held und Biedermann.

Also folgen wir dem Zundel-Heiner – er wartet im Wald ...

Drüber kommt auf stattlichem Schimmel der Müller dahertrottiert, und macht ein Gesicht, als wenn er sagen wollte: Bin ich nicht der reiche Müller, und bin ich nicht der schöne Müller, und bin ich nicht der witzige Müller?

Heiner aber agiert nicht als Räuber, sondern spielt den armen Invaliden, der einen Liebesdienst erbittet; und als der Müller vom Pferd steigt, da springt der Heiner auf und galoppiert mit dem Pferd davon, zurückrufend:

«Lasst Euch das Gehen nicht verdriessen», rief er dem Müller zurück, «und wenn Ihr heimkommt, so richtet Eurer Frau einen Gruss aus von dem Zundelheiner!»

Und das Ende?

Als er aber eine Viertelstunde nach Betzeit nach Brassenheim und an die Mühle kam, und alle Räder klapperten, dass ihn niemand hörte, stieg er vor der Mühle ab, band dem Müller den Schimmel wieder an der Haustüre an, und setzte seinen Weg zu Fuss fort.⁷

Der Brassenneheimer Müller – was mag er gedacht haben als er, müde vom langen Fussweg, sein Pferd wieder fand vor der Haustüre? Ob er Heiners Gruss an seine Frau ausgerichtet hat? Was mag er überhaupt seiner Frau und seinen Kindern oder Müller-Knappen erzählt haben, die doch ohnedies längst bemerkt haben dürften, dass etwas nicht stimmte mit ihrem Mann, Vater und Meister? Ob er den Hatschier gerufen hat und die Strickreiter?

Fragen wir nicht weiter, sondern wundern wir uns über Heiners eigentümliche Diebs-Moral – oder ist es die Moral des Erzählers? Sollte er die Gauner, Diebe und Schelme als Statisten für sein Erziehungsprogramm engagieren, sozusagen als Philister-Scheuche und Bürgerschreck? Um so dringlicher möchte man dann wissen: hat er den Zundel-Frieder wirklich zurückgeschickt zu den Biedermännern? Ist der Zundel-Frieder wirklich ehrlich geworden? Es darf mit Fug bezweifelt werden, wenn man die Überschrift der nächsten Geschichte hört: «*Wie der Zundelfrieder eines Tages*

aus dem Zuchthaus entwich und glücklich über die Grenzen kam.» Frieder war also doch beim alten Handwerk geblieben, sonst wäre er nicht im Turm – vielmehr: sonst hätte er es nicht nötig gehabt auszubrechen aus dem Turm; und wie der Frieder auf seinem Weg in die Freiheit den braven Schildwachen, Wachtmeistern und Offizieren mitspielt, ist ebenso bezeichnend für seine Schläue wie für die Mentalität der uniformierten Diener des Staates.

Eines Tages, als der Frieder den Weg aus dem Zuchthaus allein gefunden hatte, und dachte: Ich will so früh den Zuchtmeister nicht wecken, und als schon auf allen Strassen Steckbriefe voranflogen, gelangte er abends noch unbeschrien an ein Städtlein an der Grenze. Als ihn hier die Schildwache anhalten wollte, wer er sei, und wie er hiesse, und was er im Schilde führe: «Könnt Ihr Polnisch?» fragte herzlich der Frieder die Schildwache. Die Schildwache sagt: «Ausländisch kann ich ein wenig, ja! Aber Polnisches bin ich noch nicht darunter gewahr worden.» «Wenn das ist», sagte der Frieder, «so werden wir uns schlecht gegeneinander explizieren können.» Ob kein Offizier oder Wachtmeister am Tor sei? Die Schildwache holt den Torwächter, es sei ein Polack an dem Schlagbaum, gegen den sie sich schlecht explizieren könne. Der Torwächter kam zwar, entschuldigte sich aber zum voraus, viel Polnisch verstehe er auch nicht. «Es geht hiezuland nicht stark ab», sagte er, «und es wird im ganzen Städtel schwerlich jemand sein, der kapabel wäre, es zu dolmetschen.» «Wenn ich das wüsste», sagte der Frieder, und schaute auf die Uhr, die er unterwegs noch an einem Nagel gefunden hatte, «so wollte ich ja lieber noch ein paar Stunden zustrecken bis in die nächste Stadt. Um neun Uhr kömmt der Mond.» Der Torhüter sagte: «Es wäre unter diesen Umständen fast am besten, wenn Ihr gerade durchpassiertet, ohne Euch aufzuhalten, das Städtel ist ja nicht gross», und war froh, dass er seiner losward. Also kam der Frieder glücklich durch das Tor hinein. Im Städtlein hielt er sich nicht länger auf, als nötig war, einer Gans, die sich auf der Gasse verspätet hatte, ein paar gute Lehren zu geben. «In euch Gänse», sagte er, «ist keine Zucht zu bringen. Ihr gehört, wenn's Abend ist, ins Haus oder unter gute Aufsicht.» Und so packte er sie mit sicherem Griff am Hals, und mir nichts dir nichts unter den Mantel, den er ebenfalls unterwegs von einem Unbekannten geliehen hatte. Als er aber an das andere Tor gelangte, und auch hier dem Landfrieden nicht traute, drei Schritte von dem Schilderhaus, als sich inwendig der Söldner rührte, schrie der Frieder mit herzhafter Stimme: «*Wer da!*» Der Söldner antwortete in aller Gutmütigkeit: «*Gut Freund!*» Also kam der Frieder glücklich wieder zum Städtlein hinaus, und über die Grenzen.⁸

Hebels literarische Freude an der Zundel-Familie hält über viele Jahre an; als das «*Schatzkästlein*» längst in der Öffentlichkeit kursierte, treten die Schelme in späteren Kalendergeschichten auf. Manchmal verraten sie ihren Namen sogleich im Titel: «*Wie sich der Zundelfrieder hat beritten gemacht*»; manchmal treten sie erst mitten in der Geschichte überraschend an die Rampe: «*Die Tabaksdose*», «*List gegen List*» oder «*Der Lehrjunge*». In allen Geschichten aber geht es um Frieders Kunst, um die hintersinnige Weisheit des Schelms und seinen Triumph über den biedersinnigen Geist des Bürgers.

Ein Beispiel:

Dass die Zundel-Brüder eine bürgerliche Familie gründen, wie es sich ziemt unter guten Bürgern, steht kaum zu erwarten; um so grösser ist ihre heimliche Verwandtschaft und um so verschworener ihre weitverzweigte Sippschaft; und dass sie für Nachkommenschaft sorgen, lehrt die Geschichte mit dem beredten Titel «*Der Lehrjunge*».

Eines Tages wurde in Rheinfelden ein junger Mensch wegen eines verübten Diebstahls an den Pranger gestellt, an das Halseisen, und ein fremder wohlgekleideter Mensch blieb die ganze Zeit unter den Zuschauern stehen und verwandte kein Auge von ihm. Als aber der Dieb nach einer Stunde herabgelassen wurde von seinem Ehrenposten und zum Andenken noch zwanzig Prügel bekommen sollte, trat der Fremde zu dem Hatschier, drückte ihm einen kleinen Thaler in die Hand und sagte: «Setzt ihm die Prügel ein wenig kräftig auf, Herr, *halt uns fest!* Gebt ihm die besten, die Ihr aufbringen könnt»; und der Hatschier mochte schlagen, so stark er wollte, so rief der Fremde immer: «*Besser! Noch besser!*, und den jungen Menschen auf der Schranne fragte er bisweilen mit höhnischem Lachen: «*Wie thut's Bürschlein? Wie schmeckt's?*»

Als aber der Dieb zur Stadt war hinausgejagt worden, ging ihm der Fremde von weitem nach und als er ihn erreicht hatte auf dem Weg nach Degerfelden, sagte er zu ihm: «Kennst du mich noch, Gutschick?» Der junge Mensch sagte: «Euch werde ich sobald nicht vergessen. Aber sagt mir doch, warum habt Ihr an meiner Schmach eine solche Schadenfreude gehabt, und an dem Pass, den mir der Hatschier mit dem Weidenstumpen geschrieben hat, so ich doch Euch nicht bestohlen, auch mein Leben lang sonst nicht beleidiget habe.» Der Fremde sagte: «Zur Warnung, weil du deine Sache so einfältig angelegt hattest, dass es notwendig herauskommen musste. Wer unser Metier treiben will, ich bin der Zundel-Frieder», sagte er, und er war's auch, – «wer unser Metier treiben will, der muss sein Geschäft mit List anfangen, und mit Vorsicht zu Ende bringen. Wenn du aber zu mir in die Lehre gehen willst, denn an Verstand scheint es dir nicht zu fehlen, und eine Warnung hast du jetzt, und so will ich mich deiner annehmen und etwas Rechtes aus dir machen.» Also nahm er den jungen Menschen als Lehrjungen an und als es bald darauf unsicher am Rhein wurde, nahm er ihn mit sich in die spanischen Niederlande.⁹

II.

Johann Peter Hebel verstarb im Jahre 1826; obwohl der Dichter-Professor in seinem Jahrhundert kein Unbekannter mehr war, erfolgte die Entdeckung des anderen Hebel doch erst hundert Jahre später. Im Jahre 1926 schrieb Walter Benjamin zu seinem hundertsten Todestag:

«Zahlreiche Spitzbubengeschichten hat Hebel aus älteren Quellen geschöpft; aber das Gauner- und Vagantentemperament des Zundelfrieders und des Heiners und des roten Dieters ist sein eigenes gewesen. Als Junge war er für seine Streiche berüchtigt, und vom erwachsenen Hebel erzählt man, Gall, der berühmte erste Phrenologe, sei einmal ins Badische gekommen; da habe man auch Hebel ihm präsentiert und um ein Gutachten gebeten. Aber unter undeutlichem Gemurmel

habe Gall beim Befühlen nichts als die Worte ‚ungemein stark ausgebildet‘ vernennen lassen. Und Hebel selber, fragend: ‚Das Diebsorgan?‘¹⁰

Ernst Bloch, der im gleichen Jahr ganz ähnlich schrieb, wiederholte vierzig Jahre später seine Sätze kaum verändert in seinem Nachwort zum «*Schatzkästlein*»:

«Alte Schelmengeschichte im Kleinen, gewiss, doch immer wieder erscheint der Zundel-Heiner oder Zundel-Frieder, auch der rote Dieter, alle wie ein geheimer Liebling [. . .]. Lautere Sympathie atmet in den Ausführungsbestimmungen zu dem Titel ‚Wie der Zundel-Frieder eines Tages aus dem Zuchthaus entwich und glücklich über die Grenze kam‘.»¹¹

Ernst Bloch reiht die Zundel-Brüder also unter die Grossfamilie der Schelme, deren Geschichten sich längst summieren zu einer grossen Schelmen-Geschichte; und er konstatiert des Erzählers «lautere Sympathie» für die Zundel-Sippschaft.

Als Hebels zweihundertster Geburtstag im Jahre 1960 sich näherte, häufte sich an den Hebel-Tagen in vielen Reden und Aufsätzen das Lob für seine Verbundenheit mit den Aussenseitern, und in vielen Variationen konstatiert man nun seine «lautere Sympathie» für die Zundel-Brüder.

Theodor Heuss in seiner Rede zum Hebel-Tag 1952:

«Der Zundelfrieder und der Zundelheiner sind Lieblingsfiguren von ihm geworden.»¹²

Carl Jacob Burckhardt drückt sich im Jahre 1959 in seiner Rede ähnlich aus:

«Freizügigkeit war ihm notwendig, so sehr, dass sein Herz immer für die sich selbst treu bleibenden Vaganten schlägt, ja für Schelme, die als Meister ihr schwieriges Diebshandwerk treiben, solidarisch untereinander. Spiessgesellen unverbrüchlich, [. . .] zähe Luder mit festem Galgenhumor bewähren sich überall in seinen Geschichten.»

Auch Burckhardt zählt die Zundel-Schelme zu einer grossen Familie, zu einer weltweiten Sippschaft.

«Sie gehören zur Schar der durch alle Jahrhunderte ziehenden liebenswerten Halunken [. . .].»¹³

Lothar Wittmann weitet zehn Jahre später die typisierende Bezeichnung aus und stellt die Zundel-Brüder schliesslich in eine respektable literarhistorische Linie von Ahnen und Enkeln mit grossen Namen:

«Es gehört die Figur des Zundelfrieder [. . .] zu den grossartigsten Schelmenfiguren der deutschen Literatur vom Simplicissimus bis zu Felix Krull.»¹⁴

Bloch wird von ihm nicht nur zitiert, sondern nun freimütig überholt:

«Kein Zweifel: der Dichter ist hier der Bruder des Schelmen, und seine ‚lautere Sympathie‘ für diesen gründet in der Blutsverwandtschaft.»¹⁵

Lutz Röhrich nennt die Zundel-Brüder-Episode das «Glanzstück» der Schwank-Geschichten; auch er betont, aber entschuldigt zugleich Hebels «Sympathie» für die Schelme mit seiner pädagogischen Intention, mit seiner Absicht zur Erziehung der Spiessbürger:

«In der Art, wie Frieder seine Lektion erteilt, erweist er einen hohen pädagogischen Sachverstand; und immer erzieht er den Spiesser und Schildbürger zur Vernunft, zur Selbstkritik und zur Selbsterkenntnis.»¹⁶

Die Hebel-Interpretation der siebziger Jahre hält den einmal angeschlagenen Tenor durch; immer wieder wird seine «Sympathie» für die Stromer und Strolche bemerkt und immer wieder sein pädagogischer Affront gegen die bürgerliche Ordnung.

Aus der langen Reihe noch zwei Beispiele:

Maria Lypp:

«Zundelfrieder betreibt sein Metier allein zur ‚Schärfung des Verstandes‘. Selten erzählt Hebel von der erbaulichen Tat, ungleich häufiger dagegen vom Schelmenstück, durch das sich der geistig Bewegliche in Freiheit setzt.»¹⁷

Uli Däster, der Biograph Hebels, bringt diese Meinung mit seiner Bild-Biographie endlich unter die Leute:

«Nicht dass Hebel gegen die bürgerliche Ordnung aufriefe. Im Gegenteil [. . .]. Und doch hält er zu jenen unblutigen Rebellen im kleinen, die nicht die gegebene Ordnung umstürzen, aber sie relativieren, indem sie ausserhalb ihrer existieren und so den Ort bezeichnen, von wo aus die Scheinwerte als frag-würdig erscheinen und Erstarrung, Gedankenlosigkeit und Pharisäertum überführt werden – das heisst: parodiert, listig überspielt und dem Lachen preisgegeben.»¹⁸

Dass Hebels Zundel-Schelme in den deutschen Schullesebüchern herumstromern, mag verständlich oder gar selbstverständlich scheinen, wenn man an Eulenspiegel denkt; und in der Tat ist im Blick auf den Erzschem ihr Treiben pädagogisch gerechtfertigt worden. Zundel-Frieder und Eulenspiegel mögen verwandt sein auf den ersten und auch auf den zweiten Blick, aber so harmlos sind sie beide nicht, dass sie, wie oft behauptet, nur «Spass bereiten»¹⁹ wollen.

Gewiss: Hebels Schelme, insbesondere die Zundel-Schelme, sind zwar heute in unseren Lesebüchern aller Schularten und Schulstufen vertreten; aber das war durchaus nicht immer so. Am Anfang standen seine Sach-Berichte über Sonne, Mond und Erde, später seine Anekdoten über Suwarow und Napoleon und erst in jüngerer Zeit die Schelmen-

Geschichten²⁰. Das dürfte kein Zufall sein, denn Gauner- und Diebsgeschichten waren ebenso in der königlich-preussischen wie in der kaiserlich-deutschen Ära und erst recht in der deutsch-nationalistischen Zeit keineswegs vorbildlich für die Erziehung der deutschen Jugend, forderte man doch für die deutsche Erziehung das Leitbild des deutschen Helden. Ein Seitenblick auf Thomas Manns Schelmen-Roman «*Felix Krull*» dürfte aufschlussreich sein, denn dieser wurde zwar 1911 begonnen, jedoch nach wenigen Monaten abgebrochen und erst in den fünfziger Jahren wieder aufgenommen und weitergeführt. Schelme, Vaganten, Strolche, Stromer und Hippias sind eben nicht gern gesehene Gäste jeder Epoche, erst heute sind sie unauffällige Zeitgenossen unserer Literatur; um so mehr muss es nicht nur zur Verwunderung, sondern zur Bewunderung gereichen, dass sie schon vor mehr als hundertfünfzig Jahren Hebels Freunde waren.

III.

Die Frage ist nun an der Zeit: Ist die Zundel-Familie historisch?

Johann Peter Hebel wusste sich als Kalendermann selbstverständlich in besonderer Weise verpflichtet gegenüber der historischen Wahrhaftigkeit bzw. der Geschichte; seine genauen Daten und Ortsangaben belegen seine historische Treue. Hebel war ein Badischer Oberländer; sein Vater stammte zwar aus dem Hunsrück, aber seine Mutter war ein Markgräflerin, und er selbst verstand sich als Wiesentaler, und er kannte sein Land und seine Landsleute. In der Tat: Behauptung und Beweis liegen vor für die Existenz des Namens, und man hat sich nicht vergeblich bemüht um den Nachweis der Historizität.

Otto Behaghel schon hat unter Berufung auf Alexander von Reichlin-Meldegg einen Zundel-Frieder ausfindig gemacht; der bekannte Spitzbube soll «seine Spitzbubenlaufbahn mit einem ehrlichen Soldatentod» im Kampf gegen die Stadt Basel beschlossen haben²¹.

Im Traubuch von Todtmoos aber fand man jüngst folgende Eintragung:

«Getraut am 12. Mai 1718 Fridle Zundel von Eschga ausm Frickthal vagabundus mit Verena Bergerin von Höchenschwandt discessu donato in St. Blasio. Testes: Mathias Schiling, molitor huius Plebani, Jucundus Simon ausm Schwarzenbach.»²²

Ein Fridle Zundel wird als vagabundus bezeichnet und das junge Zundel-Ehepaar als discessus donatus, d. h. als verbannte beschrieben; anzunehmen ist, dass beide wegen gewisser Delikte ihre Gemarkung haben verlassen müssen und sich nun zusammenfanden bei der Mutter Gottes in Todtmoos.

Karl Werner Klüber hat aus dieser seiner Entdeckung den naheliegenden Schluss gezogen:

«Durch den Fund verdient die Annahme an Wahrscheinlichkeit, dass der Zundelfrieder und der Zundelheiner wirklich gelebt haben, dass ihre Lumpereien im Volksmund, zunächst wohl in der Schweiz, bald aber auch im ganzen alemannischen Land umliefen [. . .]»²³

Die Mühe historischer Forschung ist ebenso imponierend wie das Ergebnis literarwissenschaftlich von geringer Bedeutung ist. Gewiss: Hebel kannte sein Land, aber seine präzisen Beschreibungen der Orte sind oft auch nichts als Staffage und Kulisse für die maskierten und kostümierten Figuren seiner Geschichte.

Robert Minder, der französische Kenner der Vogesen und des Schwarzwaldes, hat im Blick auf die Zundel-Schelme vom Hintersinn der Schwarzwaldbauern gesprochen, im gleichen Atem aber auf die alle Grenzen übergreifende Sipschaft hingewiesen:

«Hebels Geist weht bis Prag. Haseks ‚Soldat Schweijsk‘ gleicht oft wie ein Bruder den lustigen Vaganten und Kumpanen, die Hebels Geschichten bevölkern und sich mit Mutterwitz durch die Kriegsläufe hindurchretten.»²⁴

In der Tat: Hebel hat die provinziellen Charaktere ebenso scharf konturiert wie weltläufig gemacht: Oberländische Bauernschläue obsiegt redlich über ökonomische Kalkulation und stellt sie bloss als unredliches Begehren; Schwarzwälderische oder hinterwäldlerische List nimmt es treuherzig auf mit politischer Strategie, und in den dörflichen Geschichten seiner Geschichten triumphiert menschlicher Lebens- und Überlebenswille über die durch Raub und Krieg gebrandmarkte Landes- und Weltgeschichte.

Das historische Kapitel zusammenfassend ist mit Recht gesagt worden:

«Die Neigung mancher Hebel-Verehrer, in den Kalendererzählungen ‚wahre Geschichten‘ zu sehen, hätte Hebel vermutlich grossen Spass bereitet. Sie offenbart sich auch in der unausrottbaren Ansicht, der Zundelfrieder der Diebsgeschichten sei eine historische Gestalt, obwohl das längst widerlegt ist. Zu Hebels Zeiten gab es zwar im Badischen mindestens einen, wenn nicht zwei Landstreicher namens Zundel, und wahrscheinlich hat Hebel mit der Wahl gerade dieses Namens etwas aktuelle und lokale Farbe in die bewussten Geschichten tragen wollen, aber mehr lässt sich auf keinen Fall zugeben; denn was er in der frühesten Erzählung von den ‚Drei Dieben‘ erzählt, ist ihm ausschliesslich auf literarischem Wege zugekommen.»²⁵

Hebel war übrigens kein Schwarzwälder, sondern ein Wiesentaler; der Wald war sein Hinterland, aber vor seinem Blick öffnete sich die Rheinebene; und was seine grenzensprengende Weitsicht betrifft, so ist dies die Gabe des grossen Dichters.

Die Weltliteratur lehrt es: Die pikarischen Figuren, die Schelme aller Länder ähneln einander auf verblüffende Weise; sie alle sind ebenso historisch wie fiktiv – heissen sie nun Till Eulenspiegel aus Kneitlingen,

Lazarillo di Tormes, Guzman di Alfarache, Simplicius Simplicissimus aus dem Spessart, Oskar Metzgerath aus Danzig oder Heiner und Frieder Zundel aus dem Schwarzwald oder Markgräflerland. Sie haben zwar einen wie auch immer umstrittenen historischen Ursprung, aber die singuläre historische Art ist ein Exempel für die generelle Möglichkeit und für die universelle anthropologische Situation; ihre eigentliche Geburt erleben sie durch den Dichter, und ihr eigentliches Sein empfangen sie als Figuren der Literatur.

Hier endet die historische Neugier, und hier beginnt die literarhistorische Interpretation der Symbol-Figur.

IV.

Zu Hebels hundertstem Todestag im Jahre 1926 machte Walter Benjamin in seinem vielzitierten Aufsatz eine wenig beachtete Bemerkung:

Denn dieser Pastor, der das Handeln zu schildern verstand wie keiner unter den deutschen Schriftstellern sonst und alle Register vom niedrigsten Schacher bis zur schenkenden Grossmut zu ziehen wusste, war nicht der Mann, das Dämonische im bürgerlichen Erwerbsleben zu übersehen. Die Schulung des Theologen brachte er dazu mit.²⁶

Hebel war – dies ist vorweg zu bemerken – kein Pastor bzw. kein Pfarrer, dies war vielmehr sein unerfüllt gebliebener Wunsch; freilich war er ein Theologe und sicherlich ein gläubiger Christ.

Die Frage liegt nahe: Ist seine theologische Ausbildung oder sein christlicher Glaube vereinbar mit seiner «lauteren Sympathie» für die stromernenden Aussenseiter oder möglicherweise gar Grund und Ursache seines Verständnisses für Vaganten und Schelme?

Die Frage ist nicht vorschnell zu beantworten; zunächst ist vielmehr all jenen beizupflichten, die seine Freude an untergründiger, hintergründiger und mitunter auch hinterhältiger Klugheit bemerkt haben; auffallend waren schon immer bestimmte Titel: «*Der kluge Richter*», «*Der kluge Sultan*», «*Das schlaue Mädchen*», «*Der schlaue Husar*», «*Der schlaue Pilgrim*», «*Der listige Kaufherr*», «*Der listige Quäker*», «*Der listige Steiermärker*», «*List gegen List*».

Hebels Kalendergeschichten erinnern allein durch ihre Titel an die Gattung des Schwanks, wo nicht nur die Klugheit der Kleinen über die Dummheit der Grossen triumphiert, sondern wo der Mensch sich mit lachendem Schabernack von der Überforderung durch den heiligen Ernst befreit; der Schwank ist eine geistige Kontradiktion und literarische Kontrafaktur und gilt nicht mit Unrecht als Gattung «seelischer Prophylaxe»²⁷; und dass in die Freude am Schwank sich immer auch eine

gewisse Schadenfreude mischt, wird man wohl kaum bestreiten können, aber sie ist aufgefangen in seiner pädagogischen Absicht: Der unscheinbare Schelm erteilt dem sich klug und gross dünkenden Bürger, dem Spiessbürger, dem Philister eine nachhaltige wirkende Lehre.

Hebels pädagogische Absicht wird oft betont und soll ihm wohl zur Rechtfertigung gereichen; aber man darf sich doch fragen, woher der Gymnasial-Professor und Prälat das Recht und den Mut nimmt, aufrechten Hauptes und treuherzigen Blickes die moralischen und ökonomischen Horizonte – wenigstens in Gedanken – zu überschreiten, denn: exemplarisch ist er doch wohl nicht, dieser schlitzohrige Pädagogismus?! Die Frage verlangt eine bündige Antwort.

Die Weltliteratur lehrt, dass die Schelme, die Pikaros, ungewöhnlich häufig sind; und ihre literarischen Väter waren nicht selten Theologen. Das pikarische Gelächter über die Gefangenschaft in den Netzen dieser Gesellschaft oder dieser Welt verhilft zu einer zwar zweifelhaften, aber dem Menschen scheinbar notwendigen Freiheit²⁸.

Die Zundel-Schelme – dies ist des öfteren konstatiert worden – sind wie alle Schelme der Weltliteratur harmlose Burschen; ihr Gaunerwesen und Diebshandwerk ist eher eine Kunst, denn ein Kriminalfall, und wie Guzman sich vom Räuber Sayavedra distanziert, so wendet auch Simplicius sich ab vom Räuber Olivier – gleicherweise machen die Zundel-Brüder niemals gemeinsame Sache mit Räubern und Mördern; gewiss nicht, aber sie verstossen unübersehbar gegen die Ordnung im Gesetze.

Hebel aber wäre gewiss zu kurz verstanden, wollte man die Haltung seiner Schelme als seine Opposition gegen die bürgerliche Ordnung im soziologischen Sinne oder gar als einen Fall ausdeuten innerhalb der Sozialgeschichte.

Hebel, der Theologe war es, der kraft seines Glaubens «das Dämonische im bürgerlichen Erwerbsleben» nicht verkannte; sein satirischer Humor und sein lachender Affront gegen das bürgerliche Streben nach Besitz- und Reichtum, gegen die philiströse Eigentumswelt, ist weniger ein soziologisches als vielmehr ein theologisches Phänomen.

Gewiss ist zu fragen: Wer ist der Gegner, mit dem die Zundel-Sippschaft sich anlegt und immer gewinnt? Zu fragen aber ist auch: Wer ist der heimliche Feind, mit dem der Hausfreund hadert, den er überspielt und gegen den er gewinnt? Ist es nur der Sieg des Landstreichers über den sesshaften Bürger, der Sieg des Vagabunden über den Philister? Dies wäre eine allzu verspielt klingende romantische Antwort auf eine höchst ernste Frage. Hier siegt vielmehr der unruhige Christ über den in sich selbst ruhenden Pharisäer, der kirchliche Prälat über die weltliche Ordnung bzw. über die Ordnung dieser Welt.

Johann Peter Hebel, der gläubige Christ und geschulte Theologe, kannte die Bibel. Die Paulinische Maxime war ihm geläufig: Der Christ lebt in der Welt als lebte er nicht in der Welt, besitzt den Besitz, als hätte er keinen Besitz; das Leben zu leben unter dem Grundsatz des als-ob-nicht²⁹, war ihm als respektable Dogmatik zugleich höchste Philosophie.

Die theologisch-christliche Wanderung durch diese Welt in Parallele zu setzen mit dem Vagabunden und Habenichts ist durchaus geläufig in der Kirchengeschichte; und der vierundsechzigjährige Prälat bezeugt seine historische Kenntnis in einem Brief an den befreundeten Goldschmied Haufe in Strassburg:

«Aber wir gleichen dem Wallensteiner Dragoner: ‚auf der Erde hat er kein bleibend Quartier.‘ Es ist gar herrlich, so etwas Vagabundisches in das Leben zu mischen. Es ist wie der Fluss in dem Tal. Man fühlt doch auch wieder einmal, dass man der Erde nicht angehört und dass man ein freier Mensch ist, wenn man wie der Spatz alle Abende auf einem andern Ast sitzen kann. Das ist es, was den Bettler gross und stolz macht, wenn er sich selbst und seinen Beruf recht versteht. Ich habe diese Glücklichen schon oft beneidet und gebe gerne denen, die es aus Grundsatz sind. Es gibt keine andere Philosophie.»³⁰

Der Passus des Briefes spiegelt deutlich genug die christliche Haltung, und dem Theologen war der Vers aus dem Hebräer-Brief wohlvertraut und möglicherweise gegenwärtig:

«Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.»³¹

Johann Peter Hebels Kalender-Geschichten sind keine Aktenauszüge, seine Zundel-Familie weder ein Sozialfall noch ein Kriminalfall; der fiktive Fall ist trotz der Verortung im Badischen Oberland der potentielle Fall allgemeinen Bewusstseins. Diese Familie hat ihre geistige Verwandtschaft in aller Welt, sie ist ein verwandtes Glied aus der grossen Vetternschaft der pikarischen Figuren, der in der Weltliteratur verstreuten Schelme, deren literarische Funktion von hoher symbolischer Bedeutung ist für die Existenz des Menschen: Der Mensch findet sein Spiegelbild im Vaganten, und der *homo vagans* weiss, dass er nichts als ein Bettler und Pilgrim in der Fremde dieser Welt ist, aber mit diesem Wissen ist er, obwohl verfangen in ihren Gesetzen und Grenzen, stets hinaus über die Grenzen dieser Welt.

¹ Aus der Vielzahl der Arbeiten zu Hebel und seinen Kalendergeschichten seien nur die beiden jüngsten Monographien genannt; sie enthalten weiterführende Literatur: Jan Knopf: Geschichten zur Geschichte. Kritische Tradition des

«Volkstümlichen» in den Kalendergeschichten Hebels und Brechts. Stuttgart: Metzler 1973. – Ludwig Rohner: Kalendergeschichten und Kalender. Wiesbaden: Athenaeon 1978. – ² Johann Peter Hebel: Briefe. Hrsg. und erläutert von

- Wilhelm Zentner. Karlsruhe 1936. 2., erweiterte und verbesserte Auflage, Karlsruhe 1957. S. 454. – ³ Zu Hebels literarischem Bezug zum Volk vgl. Hans Trümpy: Volkstümliches und Literarisches bei J. P. Hebel. In: *Wirkendes Wort* 20. 1970. S. 1–19. – Lutz Röhrich: Johann Peter Hebels Kalendergeschichten zwischen Volksdichtung und Literatur. Lörrach 1972. (= Schriftenreihe des Hebelbundes 21.) – ⁴ Sämtliche Gedichte von Johann Heinrich Voss. Bd. 6. Königsberg 1802. S. 143–159. – Hebels Beziehung zu den Motiven bei Voss behandelt Trümpy, a.a.O., S. 4. S. 10 fasst er zusammen: «In Hebels Dichtung ist die ‚sentimentalische‘ Komponente doch stärker als man gemeinhin wahrhaben will.» – ⁵ J. P. Hebels Werke. Hrsg. von O. Behaghel. Berlin/Stuttgart 1883/84. II, 145–147 (= DNL 142). – ⁶ a.a.O. II, 176–177. – ⁷ a.a.O., II, 188–199. – ⁸ a.a.O., II, 215–216. – ⁹ a.a.O., II, 373 f. – ¹⁰ Walter Benjamin: Johann Peter Hebel zum 100. Todestag [1926]. In: *Ausgewählte Schriften*. Frankfurt/Main 1966. II, 381. – ¹¹ Ernst Bloch: Hebel, Gotthelf und bäurisches Tao [1926]. In: *Gesamtausgabe*. Frankfurt/Main 1965. IX, 373 f. – Ernst Bloch: Nachwort zu Hebels Schatzkästlein [1965]. In: *Gesamtausgabe*. Frankfurt/Main 1965. IX, 179. – ¹² Theodor Heuss: Johann Peter Hebel [1952]. In: Hanns Uhl (Hrsg.): *Hebeldank. Bekenntnis zum alemannischen Geist in sieben Reden beim «Schatzkästlein»*. Freiburg: Verlag Rombach 1964. S. 24. – Ähnlich Fritz Knöllner: Der Schalk im Erzähler Johann Peter Hebel. In: *J. P. Hebel und seine Zeit. Festschrift zum 200. Geburtstag*. Karlsruhe 1960. S. 31. – ¹³ Carl Jacob Burckhardt: Der treue Hebel [1959]. In: *Hebeldank*, a.a.O., S. 75–77. – ¹⁴ Lothar Wittmann: Johann Peter Hebels Spiegel der Welt. Interpretationen zu 53 Kalendergeschichten. Frankfurt/Main: Diesterweg 1969. S. 281 f. – ¹⁵ a.a.O., S. 291. – ¹⁶ Lutz Röhrich, a.a.O., S. 17–
19. – ¹⁷ Maria Lypp: «Der geneigte Leser versteht». Zu J. P. Hebels Kalendergeschichten. In: *Euphorion* 64. Band 1970. S. 390. – ¹⁸ Uli Däster: Johann Peter Hebel in Selbstzeugnissen und Bild dokumenten. Reinbek: Rowohlt 1973 (= rowohlts monographien Nr. 195) S. 119 f. – ¹⁹ Kurt Bräutigam: Humor und Herzengüte in Johann Peter Hebels Erzählungen. In: *Der Deutschunterricht* 5. 1962. S. 18. – ²⁰ Hermann Helmers: Johann Peter Hebel und das deutsche Lesebuch. Zum 200. Geburtstag des grossen Erzählers. In: *Westermanns Pädagogische Beiträge* 12. 1960. S. 179: «Es sind der Zundelheiner und der Zundelfrieder, der rote Dieter und der Zirkelschmied, die sich jetzt immer stärker neben den Helden anekdotenhafter Erzählungen behaupten. Mehr als ein Jahrhundert also haben die Schwänke Hebels gebraucht, um didaktisch gewürdigt zu werden.» – ²¹ Alexander von Reichlin-Meldegg: Aus den Erinnerungen eines Badischen Beamten. Freiburg 1872, a.a.O. XXVIII. II, 140. – ²² K. W. Klüber: Hebels Zundelfrieder historisch? In: *Badische Heimat* 19. 1953. S. 65–67. – ²³ a.a.O. S. 67. – ²⁴ Robert Minder: Hebel und Heimatkunst von Frankreich gesehen. Karlsruhe: Verlag C.F. Müller 1963. S. 23. – ²⁵ Hans Trümpy, a.a.O., S. 14. – ²⁶ Benjamin, a.a.O., II, 382. – ²⁷ Kurt Ranke: Schwank und Witz als Schwundstufe. In: *Festschrift für Will-Erich Peuckert*; hrsg. von Helmut Dölker. Berlin: Schmidt-Verlag 1955. S. 41. – ²⁸ Lit. zum Phänomen des Pikaro umfangreich, genannt sei der Sammelband von Helmut Heidenreich (Hrsg.): *Pikarische Welt. Schriften zum europäischen Schelmenroman*. Darmstadt 1969. Dort weitere Literatur. – ²⁹ 1. Kor. 7. 29–31. – ³⁰ Johann Peter Hebel: *Werke*. Hrsg. von Eberhard Meckel. Eingeleitet von Robert Minder. 2 Bde. Frankfurt/Main: Insel 1965. II, 400. – ³¹ Hebr. 13. 14.